



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kelch, Egon: Eine Ferienfahrt nach Brasilien. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelsch

1



von meiner Vorliebe für die See war ich bisher niemals auf den Gedanken gekommen, Urlaub für eine Reise nach fernen Erdteilen zu erbitten, weil ich die dazu notwendige Zeit sehr überschätzt hatte. Im Sommer 1905 hat sich mir jedoch unerwartet ein äußerer Anlaß zu einer solchen Reise geboten, den ich nicht unbenutzt vorübergehn lassen möchte. Meine Frau und deren Mutter waren nämlich Anfang April auf Besuch zu meinem Schwager nach Santos gefahren und hatten mir in ihren Briefen sowohl die Seefahrt als auch den Aufenthalt in Brasilien so verlockend geschildert, daß ich mich nach kurzer Überlegung zu dem Entschluß aufraffte, sie abzuholen und heinzugeleiten. In den folgenden Erinnerungsblättern will ich nun zeigen, daß entgegen meiner frühern Annahme schon eine Spanne Zeit von elf Wochen genügt hat, mir wirklich eine „Neue Welt“ des Schönen und des Interessanten zu eröffnen. Ebenso wie mir wird es aber gewiß so manchem das eine oder das andre mal im Leben oder wenigstens ein einziges mal möglich sein, eine etwas längere Zeit als die üblichen Ferienwochen für eine Reise verwenden zu können oder sogar aus Gesundheitsrückichten verwenden zu müssen. Allen, die in diese Lage kommen, möchte ich angelegentlich empfehlen, künftig nicht wie bisher nur die Alpen, Italien und ähnliche Ziele ins Auge zu fassen, sondern auch ernstlich an Südamerika oder an Westindien und an Afrika zu denken.

Insbesondre sind solche Reisen denen anzuraten, die — ohne eigentlich krank zu sein — infolge längerer geistiger Anstrengung an Nervenabspannung leiden und einer gründlichen Erholung bedürftig sind. Daß längere Seereisen in geeigneten Fällen auf Körper und auf Gemüt äußerst wohltuend wirken, wird heutzutage allgemein anerkannt. Ich brauche deshalb hierauf nicht weiter einzugehn.

Aus verschiedenen Gründen sind aber gerade die Fahrten auf den kleinern oder richtiger gesagt auf den nicht ganz großen Schiffen, wie sie für die vorgeschlagenen Reisen ausschließlich in Betracht kommen, ganz besonders dazu angetan, in den Teilnehmern das Gefühl völliger Ruhe hervorzurufen. Diese Dampfer sind zunächst Frachtschiffe und dienen der Passagierbeförderung nur nebenbei. Der der Hamburg-Amerika-Linie gehörende Prinz Sigismund, den ich auf der Ausreise benutzte, ist nur für etwa sechzig Kajüts- und achthundert Zwischendeckspassagiere, die derselben Reederei gehörende Dania, auf der wir zurückgefahren sind, für etwa dreißig Kajüts- und siebenhundert Zwischendeckspassagiere eingerichtet. Mir ist auch das Leben und Treiben auf den größern und ganz großen, in der Regel für die Newporter Fahrt bestimmten Schiffen wohlbekannt, da es mir vergönnt gewesen ist, im Jahre 1901 an der ersten nach Bergen und Edinburg gerichteten Fahrt des Lloyd dampfers Kronprinz

Wilhelm (15000 Brutto Registertons) und im Jahre 1904 an einer bis Spitzbergen ausgedehnten Nordlandfahrt des Blicher (12330 Registertons) von der Hamburg-Amerika-Linie teilzunehmen. Beide Fahrten waren wunderschön und sind mir in der besten Erinnerung. Aber Kurfahrten für Leidende waren es nicht; denn beide Schiffe waren mit rund je dreihundertundfünfzig Passagieren besetzt, von denen jeder einzelne natürlich mancherlei gesellschaftliche Rücksichten auf den andern zu nehmen hatte. Dagegen waren wir auf dem Prinz Sigismund (4690 Registertons) auf der Hauptstrecke von Lissabon bis Bahia nur einige zwanzig, auf der Dania (3900 Registertons) sogar nur sechs Kajütpassagiere. Es liegt auf der Hand, daß auf diesen kleinern Schiffen jeder Passagier viel eher in der Lage ist, sein ganzes Tun und Lassen nach seinen eignen Neigungen und Stimmungen einzurichten, als auf jenen vollbesetzten Steamern.

Dabei sind aber die Passagiereinrichtungen auch auf den kleinern Schiffen ganz vortrefflich. Die Wohnkammern sind geräumig und bequem, der Speisesaal, das Damen- und das Rauchzimmer sind geschmackvoll ausgestattet, für gute Ventilation ist gesorgt, ansprechende Bäder sind vorhanden, Arzt und Apotheke sind an Bord; auch steht eine zweckmäßig zusammengestellte Bibliothek, die u. a. einen guten Atlas und neuere Werke über transatlantische Länder enthält, zur Verfügung. Allerdings fehlen ein Turnraum und eine Musikkapelle; aber jenen kann man füglich entbehren, da man Freiübungen auch in den Kabinen vornehmen kann, und Konzerte werden von solchen Reisenden, deren Nerven überreizt sind, gern entbehrt werden. Das im Speisesaale des Prinz Sigismund stehende Klavier ist nicht oft benutzt worden. Die Verpflegung läßt auch für verwöhnte Ansprüche nichts zu wünschen übrig und zeichnet sich vor der auf den großen Steamern üblichen insofern aus, als die Menge des Dargebotnen nicht ganz so überwältigend ist wie auf jenen. Besonders möchte ich hervorheben, daß frische Gemüse, Salate und Früchte, die so häufig wie möglich auch unterwegs eingekauft werden, in Fülle gewährt werden, und daß täglich ein vorzügliches, kühl gehaltenes Faßbier ausgeschenkt wird.

Sehr wesentlich ist, daß die Schiffe mit Schlingerkiefern versehen, überhaupt unter Berücksichtigung der neuesten Erfahrungen gebaut sind, und daß sie meist volle Ladung haben und also schon deswegen ungemein stetig fahren. Seefranke hat es, mit Ausnahme eines brasilianischen Generals, der von Bahia nach Rio de Janeiro mitfuhr, überhaupt nicht gegeben, obgleich wir bisweilen starken Wind, zum Beispiel auf der Rückfahrt in der Bai von Biscaya Windstärke 8 bis 9, und entsprechenden Seegang hatten.

Von Hamburg bis Madeira

Die Überfahrt verlief aufs beste, ohne jeden störenden Zwischenfall. Das Verhältnis der Passagiere untereinander und zu den Schiffsoffizieren war durchaus harmonisch. Diese, insbesondre auch der Kapitän Busmann, erwiesen sich nicht nur als tüchtige Seemänner, sondern auch als liebenswürdige Gesellschafter, die alles aufboten, den Reisenden das Leben angenehm zu machen. Unter den Passagieren waren auch einige Deutschbrasilianer, die mir wertvolle Fingerzeige für den bevorstehenden Aufenthalt in dem fremden Lande gaben.

Am Morgen des 29. Juni fuhren wir bei hellem Sonnenschein und einer frischen Brise, die die blaugrünen Wellen mit weißem Schaum krönte, aus der Elbe hinaus in die Nordsee. Beim letzten Feuerschiff bot sich uns ein imposantes

Schauspiel: in voller Fahrt kam die auf der Heimreise begriffne Deutschland an uns vorüber, damals das mächtigste und schnellste Schiff der Reederei, jetzt, was Größe, wenn auch nicht was Geschwindigkeit anlangt, von der Amerika und von der Kaiserin Auguste Viktoria übertroffen. Bald trübte sich das Wetter so, daß wir wiederholt die Dampfpfeife ertönen lassen mußten und auch von andern Schiffen, ohne sie zu sehen, die schauerlich klingenden Nebelsignale hörten. Am nächsten Tage ankerte der Prinz Sigismund für kurze Zeit auf der Reede von Boulogne-sur-Meer und nahm noch Passagiere an Bord. Dann ging es weiter nach Leixoes, in dessen Hafen wir am Morgen des 3. Juli durch einen Bugstierdampfer eingeschleppt wurden. Der Tag wurde, während das Schiff Portwein und Sardinien lud, von uns Passagieren zu einem Besuche der Stadt Porto benutzt, die überaus malerisch an dem steilen Nordufer des Douro liegt. Wir schweiften allenthalben umher, ergözten uns an den mannigfaltigen Straßen szenen, besichtigten das Denkmal Heinrichs des Seefahrers, statteten der ehrwürdigen Kathedrale und der Börse einen Besuch ab und überschritten die vordere Brücke, die sich in einem einzigen Bogen in schwindelnder Höhe über das tiefeingeschnittne Flußthal spannt. Am nächsten Morgen ließ ich mich wieder an Land setzen, um der Versteigerung der in der Nacht gefangnen Sardinien beizuwohnen. Es war ein buntes Bild. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und beteiligte sich mit südländischer Lebhaftigkeit an dem Geschäft. Weiber und Kinder hockten auf dem Sande, rissen den silberglänzenden Fischchen die Köpfe ab und entfernten mit derselben geschickten Handbewegung die Eingeweide. Mäwen flogen in ganzen Schwärmen umher, um unter gellenden Schreien auf die Abfälle zu stoßen und hier oder dort auch einen ganzen Fisch zu erhaschen. Der Fang, der anderwärts sehr zurückgegangen sein soll, war sehr reichlich gewesen, sodaß eine große Zahl von Ochsenkarren nötig war, ihn in die umliegenden Konserverfabriken zu befördern.

Am Nachmittage des 4. Juli fuhren wir ab und passierten am nächsten Morgen bei Tagesanbruch Kap Roca, den westlichsten Punkt von Europa. Die Fahrt von hier in die Tejomündung hinein bis Lissabon war ganz entzückend. Es war vollständig klar, sodaß sich im Hintergrunde die Kämme der Serra da Cintra mit ihren Schloßbauten und später die niedrigeren, in der Nähe der Stadt liegenden Höhenzüge mit ihren weißen Mühlen scharf gegen den Horizont abhoben. Den Vordergrund bildete ein welliges, fruchtbares Gelände, das durch seine Weinerzeugung einen wohlverdienten Ruf hat; der Hauptort Collares gibt dem Weine des ganzen Gebiets den Namen. Daran schlossen sich die Seebäder Cascaes und Deiras und der Vorort Belem mit dem berühmten maurisch-gotischen Turm. In der baiartigen Flußmündung herrscht ein großartiger Verkehr von Schiffen aller seefahrenden Nationen; dabei behält sie aber durch die nach Hunderten zählenden, dem Hafenbetriebe und der Fischerei dienenden Boote, deren Masten eigentümlich schräg gestellt sind, doch ein spezifisch portugiesisches Gepräge. Gerade gegenüber der Praça (Platz) do Commercio, auf der sich das Reiterstandbild des Königs Josephs des Ersten erhebt, ging der Prinz Sigismund vor Anker. Vom Schiff aus nahm sich die in der Morgenbeleuchtung weißschimmernde Siebenhügelstadt mit den zahlreichen Türmen, Kuppeln, Palästen und Gärten wahrhaft königlich aus. Lissabon ist aus Anlaß der wiederholten Besuche unsers Kaisers in den letzten Jahren so oft beschrieben worden, daß ich auf eine Schilderung verzichte. Jedem Fremden kann ich nur empfehlen, sich — wie einige Mitreisende und ich es getan haben — dem Führer des Cookschen Reisebureaus anzuvertrauen. Die Zeit hat aus-

gereicht zu einer allgemeinen Besichtigung der Stadt und einzelner besonders bemerkenswerter Gebäude und Denkmäler und außerdem zu einem höchst lohnenden Ausfluge nach der Serra. Wir fuhren nach dem königlichen Schlosse Cintra, kletterten in den Ruinen des Castello dous Mouros umher und stiegen nach dem aus einem Kloster zur Sommerresidenz umgewandelten märchenhaft schönen Castello de Pena hinauf; schließlich besuchten wir noch den unvergleichlichen Park der Francis Cookschen Quinta (Landhaus) von Monserrate, der auf einem sich sanft neigenden muldenförmigen Abhange so angelegt ist, daß Pflanzen aus allen Zonen auf das prächtigste gedeihen.

Nachdem das Schiff seine Ladung vervollständigt und eine Anzahl von Zwischendeckspassagieren an Bord genommen hatte, setzten wir am 6. Juli die Reise fort, sichteten in der Nacht vom 7. zum 8. Juli die Insel Madeira und fuhren am Morgen des 8. zu früher Stunde in die Bucht von Funchal ein. Wir wurden von Booten empfangen, von denen aus zungenfertige Händler ihre Waren feilboten und halbnackte Knaben erstaunliche Taucherkunststücke ausführten. Auch von Madeira (Holz-, Waldinsel) gibt es so viele Beschreibungen, daß ich deren Zahl nicht vermehren will. Die Verwaltung des sich in deutschen Händen befindenden Hotels Belmonte hat vorzügliche Vorkehrungen getroffen, die es uns ermöglichten, die Hauptsehenswürdigkeiten von Funchal und Umgebung in einigen Stunden ohne irgendwelche Hast in Augenschein zu nehmen. Hierbei erprobten wir zugleich die eigentümlichen, meines Wissens sonst nirgends gebräuchlichen Beförderungsmittel. Die Fahrt in den mit ihren geölten Klufen auf dem glatten Pflaster leicht dahingleitenden Ochsenschlitten und namentlich die tausende Fahrt von dem etwa 650 Meter hoch liegenden Hotel abwärts nach Funchal in den von zwei nebenher springenden Führern an Seilen gelenkten Bergschlitten bereiteten allen Teilnehmern großes Vergnügen.

Von Madeira bis Bahia

Schon Mittags verließen wir die Insel, behielten sie aber bei ihrer Höhe von 1860 Metern noch lange in Sicht.

Während der fast elf Tage währenden Überfahrt vertrieben wir uns die Zeit, so gut wir konnten. Längere Kundmärsche auf dem Promenadendeck, das Bad, Freiübungen und allerlei Bordspiele, auch Karten- und Gesellschaftsspiele, Lektüre, die verschiedenen Mahlzeiten und — ich gestehe es offen — auch mehrmaliger Schlaf nahmen den größten Teil des Tages in Anspruch. Einen Vormittag widmete ich der Besichtigung sämtlicher Innenräume des Schiffes; wiederholt begleitete ich den Kapitän und den Arzt auf ihren Kontrollgängen im Zwischendeck, dessen meist aus den südeuropäischen Staaten stammende und originell aussehende Bewohner sich augenscheinlich an Bord sehr wohl fühlten. An mehreren Abenden vergnügten sich die Zwischendecker mit der Aufführung ihrer Nationaltänze, wozu ihnen einige Schiffsleute auf primitiven Instrumenten aufspielten.

Einen Hauptreiz gewährte die Beobachtung der Außenwelt. Die See ist bei weitem nicht so eintönig, wie man denken könnte, wechselt vielmehr für den, der ein Auge dafür hat, beständig in Bewegung und Färbung. In der Bai von Biscaya und an der portugiesischen Küste hatten wir häufig stattliche Tümmler gesehen, wenn sie weit aus dem Wasser herausprangen; jetzt traten an ihre Stelle die fliegenden Fische, die vereinzelt oder auch in Schwärmen bis zu hundert und mehr Stück von uns aufgeschreckt wurden und weithin bei-

seite flatterten. Eines Tages fiel ein solcher, ohne Schaden zu leiden, auf das Vorderdeck, wurde von dem Matrosen, der ihn erbeutet hatte, alsbald präpariert und dann „klar zum Ausstopfen“ herumgezeigt. Die Möwen, die uns von Madeira aus noch eine Strecke das Geleit gegeben hatten, waren auch zurückgeblieben; hier mitten auf dem Weltmeere zeigten sich nur selten einzelne große Seevögel, die mit gleichmäßigen Schlägen ihrer mächtigen Schwingen einem fernen Gestade zustrebten.

Jedes am Horizont auftauchende Schiff wurde mit dem Fernglase begleitet. Kam ein Schiff nahe genug vorüber, so tauschten wir mit ihm bei Tage Grüße durch Senken der Flaggen, in der Dunkelheit Signale durch Abbrennen verschiedenfarbiger bengalischer Flammen aus.

Abends hatten wir wiederholt Meerleuchten von zauberhafter Pracht; das Kielwasser sah zeitweise aus, als ob Brillantfeuer darin abgebrannt würde, und in andern Momenten, als ob leuchtende Kugeln und Sonnen von bläulichen Feuer auf und nieder tauchten.

An klaren Abenden betrachteten wir das Firmament mit der umgekehrt wie auf der nördlichen Halbkugel stehenden Mondsicel und den fremden, in der reinen Atmosphäre wunderbar glänzenden Sternbildern. Selbstverständlich erregte unter ihnen das Südliche Kreuz, das die brasilianische Republik in ihr Bundeswappen aufgenommen hat, unser besonderes Interesse. Ich will aber nicht verschweigen, daß es die meisten etwas enttäuschte.

Eine Abwechslung boten die beim Passieren der Linie nach altem Brauche veranstalteten Feierlichkeiten, die mir den Namen Seebär und einen künstlerisch ausgestatteten Tauffchein eintrugen.

Die Temperatur war, wenn auch in der Äquatorialgegend in der Regel ziemlich hoch, so doch auf der Luvseite nicht eigentlich drückend, weil die niemals aussetzenden Passatwinde immer Erfrischung brachten. Wie ich nachträglich gehört habe, würde mir in Berlin viel unangenehmere Hitze beschieden gewesen sein.

Die Kapverdischen Inseln passierten wir Abends, sodaß wir nur die Silhouetten der Berge und die Umrisse der Küsten beim Scheine der Leuchfeuer erkennen konnten. Dagegen fuhren wir bei Fernando Noronha an einem klaren Morgen vorüber, und zwar so nahe, daß wir ein Flaggenignal geben konnten. Da dieses auf der durch Kabel mit dem Festlande verbundenen Inselstation, wie die sofort erteilte Antwort ergab, richtig verstanden worden war, so hatten wir die beruhigende Gewißheit, daß unsre Freunde am nächsten Tage in den Zeitungen die Notiz lesen würden: „Prinz Sigismund von Funchal nach Mittelbrasilien 16. Juli 10 Uhr Vormittags Fernando Noronha passiert.“ Die diesen Namen führende Insel ist die größte in einer kleinen Gruppe. Sie steigt vom Strande aus zu einem hundert Meter hohen Felsplateau an, von dem sich ein einzelner Vulkankegel, der Finger Gottes, noch weitere hundert Meter erhebt. An ihrer schmalsten Stelle ist sie tunnelartig wie von Menschenhand durchbohrt, sodaß wir während der Fahrt durch die Höhlung hindurch das Wasser jenseits der Insel sahen. Fernando Noronha dient dem brasilianischen Staate Pernambuco als Strafkolonie und Verbannungsort und hat gegen zweitausend Bewohner, darunter 150 Beamte und Soldaten und 1300 bis 1500 Verbrecher. Ob es wohl schon jemals einem Sträfling gelungen ist, von hier zu entweichen? Die umfangreichen Gefängnis- und Verwaltungsgebäude und die Villa des Gouverneurs sowie verschiedene inmitten von Buschwerk und Bananenpflanzungen liegende Gehöfte waren deutlich sichtbar. Auf dem weißen Strande patrouillierte ein Aufseher, von seinem Wachtunde umkreist, unablässig

auf und ab. Im ganzen sah die Insel nicht unfreundlich aus; bei längerem Ausbleiben von Regen soll sie aber trotz der Feuchtigkeit der Seeluft nahezu versengt werden. Obwohl sie nicht unfruchtbar ist, bedarf sie doch regelmäßiger Zufuhren von Lebensmitteln, zeitweise wohl auch von Trinkwasser. Als die Sendung einmal ungewöhnlich lange ausgeblieben war, und der Gouverneur deswegen telegraphisch in Pernambuco anfragte, kam die Antwort zurück, der Kapitän des Regierungsdampfers sei mit der Meldung heimgekehrt, er habe die Insel nicht auffinden können, sie sei also jedenfalls vom Meere verschlungen worden! Unter tiefsinnigen Betrachtungen über die Lebensweise der auf dieses Stück Erde angewiesenen Menschen sahen wir es wieder im Wasser verschwinden und folgten bald darauf dem Glockenzeichen zum Frühstück, diesmal mit dem erhebenden Bewußtsein, ein Stück Arbeit geleistet und nun wieder einige Ruhetage vor uns zu haben.

Sa, wir Passagiere waren gegen Ende der Überfahrt in der Tat gehörig träge geworden, sodaß schon die Ausfüllung einer vom Bibliotheksteward erworbenen Ansichtskarte einen heroischen Entschluß kostete. Als ich eines Mittags einen Tischgenossen fragte, womit er sich während des Vormittags beschäftigt habe, erwiderte er alles Ernstes, er habe seine zwei Taschenuhren aufgezogen und eine von ihnen reguliert. Derselbe Herr hat seiner Stimmung in folgenden Versen Ausdruck gegeben:

Der Dzean ist nun durchquert,
Die Linie ist passiert,
Und was Kolumbus uns gelehrt,
Hab selber ich probiert.

Doch seit ich mich von Haus entfernt,
Macht mir das Denken Pein,
Das Schuften hab ich ganz verlernt,
Kein Vieh kann fauler sein.

In der Nacht zum 19. Juli fanden gewiß nur wenige einen ruhigen Schlaf, und schon zu früher Stunde füllte sich das Deck, da wir an diesem Tage in Bahia zum erstenmal den Fuß auf amerikanischen Boden setzen sollten. Eifrig spähten wir nach der allmählich hervortretenden Küste und konnten bald hohe Palmenwälder von niedrigeren Pflanzungen unterscheiden. Inzwischen hatten sich Fischer in ihren floßähnlichen, recht gebrechlich scheinenden Segelfahrzeugen in unsre Nähe hinausgewagt, um ihrem mühseligen Gewerbe nachzugehen; wir begrüßten sie als die ersten Vertreter der Neuen Welt mit Schwenken der Mützen und mit Zurufen. Nachdem wir den Leuchtturm passiert hatten, bogon wir bald nach Sonnenaufgang in die sich zwischen dem Festlande und der Insel Itaparica öffnende Straße ein, die uns in die Bahia de todos os Santos — die Allerheiligenbucht — führte. Gerade vor dem Mittelpunkte der Stadt warfen wir den Anker aus. Wie in allen Häfen so mußten auch hier, bevor jemand das Schiff verlassen durfte, die Ankunft der revidierenden Sanitäts- und Zollbeamten und deren Anordnungen abgewartet werden. Weil der Prinz Sigismund hier einen Teil seiner Ladung löschen sollte, dauerten die Verhandlungen mit den Zollbeamten für unsre Ungeduld viel zu lange. Wir vertrieben uns die Zeit, indem wir die das Schiff umkreisenden Boote musterten, von denen die meisten mit Früchten, einzelne mit reihenweise auf Stangen sitzenden Papageien und mit Affen in Käfigen beladen waren. Endlich wurde der Personenverkehr freigegeben. Unter den Passagieren, für die die Reise in Bahia ihr Ende erreicht hatte, war ein in Boulogne an Bord gekommenes

brasilianisches Ehepaar, das ein vor wenig Monaten in Paris gebornes Töchterchen mit sich führte. Das Kind war, da die Eltern die bisherige Amme nicht hatten mitnehmen mögen, während der Reise mit sterilisierter Milch ernährt worden. Die im voraus bestellte neue Amme war schon mit dem ersten Boot an Bord gekommen und wollte das unruhige Kind sofort an die Brust nehmen. Dieses aber wandte sich laut schreiend ab und richtete einen entsetzten und hilfseflehenden Blick auf seine Mutter, denn die neue Amme war — schwarz. Der Ausdruck des Kindergesichts wird mir ewig unvergeßlich sein.

So bald wie möglich begab ich mich mit einem Reisegefährten und dem Schiffsarzt an Land, um den vom Kapitän bis zum Abend erteilten Urlaub auszunutzen. Die mit Festungswerken versehene Stadt, die auch den Namen São Salvador trägt, besteht aus zwei steil übereinander liegenden Teilen, die durch künstlich gebaute Rampen und Steige sowie durch Drahtseilbahnen und einen Aufzug miteinander verbunden sind. Sie macht mit ihren vielen, zum Teil doppeltürmigen Kirchen, mit den sonstigen öffentlichen Gebäuden, wie Regierungspalast, Universität, Theater und mit ihren modernen Einrichtungen einen entschieden großstädtischen Eindruck; sie hat den Charakter eines bedeutenden Handelsemporiums und zugleich den einer echten Tropenstadt. Ihre Einwohnerzahl wird jetzt auf 300000 geschätzt, wobei wohl die Vororte mit berücksichtigt sind.

Wir besichtigten zunächst die untere Stadt, wo die Kontore, Magazine und sonstigen Geschäftsräume aller beim Seehandel beteiligten Firmen sind. Am längsten verweilten wir auf dem Markte. Dort wurden die verschiedensten Landeserzeugnisse feilgeboten: Früchte aller Art, wie zentnerschwere Bananenbüschel, Apfelsinen von Kindskopfgröße und unglaublichem Saftreichtum, Ananas, Goavaven, die melonenartigen Mamãos, die köstlichen Fruta da Conde (Grafsfrüchte), ähnlich wie Pinienzapfen aus hell- oder dunkelgrüner Bronze ausgehend, auch Gemüse der verschiedensten Sorten, wie Bataten, Blattkohl, Senfpflanzen, Pfefferchoten, Auberginen, Zwiebeln, schwarze und braune Bohnen, Maniokwurzeln, ferner lebende Tiere: Geflügel, Pfefferfresser mit sehr komischen Gebärden und andre bunte Vögel, namentlich grüne Papageien, kleine Affen, Schlangen, auch Schildkrötenschalen, Gürteltierpanzer, weiter allerlei Geräte aus rotem Ton, besonders die in keinem Hause fehlenden Moringas (Wasserkaraffen) und vieles andre, dessen Aufzählung zu weit führen würde. Alsdann ließen wir uns in der Agentur der Hamburg-Amerika-Linie über die verschiedenen Möglichkeiten, den Tag hinzubringen, unterweisen, benutzten den Aufzug und fuhren, nachdem wir uns auch in der oberen Stadt umgesehen hatten, auf einer Mantierbahn nach Rio Vermelho, einem am Ozean außerhalb der Bai liegenden Fischerdorf. Der Weg führte uns durch weitausgedehnte Vorstadt- und Vorortbezirke, die fast nur von Farbigen bewohnt sind.

Die Farbigen scheinen, wenigstens im Staate Bahia und den benachbarten Staaten, einen sehr bedeutenden Teil der Bevölkerung auszumachen. Man sieht alle nur denkbaren Schattierungen vom schwärzesten Ebenholz bis zum zartesten Gelb; bei einzelnen sind es nur bestimmte Merkmale an dem Haar, den Augen und den Lippen, die die Herkunft verraten. Es gibt Mischlinge aller Grade von Weißen mit Negern und von Weißen mit Botokuden und andern Indianern, und diese Mulatten und Mestizen haben sich wieder untereinander vermischt und Menschen hervorgebracht, die auf ihre Rassenzugehörigkeit gar nicht mehr bestimmt werden können. Ganz unwillkürlich drängte sich mir bei diesen Beobachtungen die Frage auf: Werden sich die Nachkommen der portugiesischen

Eroberer des Landes und die sonstigen Staatsangehörigen europäischer Abkunft einerseits und jene Farbigen und Mischlinge andererseits jemals als eine zusammengehörige Volksgenossenschaft, als eine einheitliche brasilianische Nation fühlen lernen? Oder sind hier nicht vielmehr die Keime zu furchtbaren Rassenkämpfen gegeben, die die Kulturarbeit von Jahrhunderten wieder in Frage stellen werden?

Von den bunten Straßenbildern kann ich nur flüchtige Skizzen wiedergeben. Da sahen wir alte häßliche Negerweiber in weißen oder grellfarbenen Spitzenkleidern, andre in verschossenen Lumpen, dann wieder junge mit hübschen Gesichtern, ganz nett gekleidet, auch Männer in himmelblauen oder hellroten Blusen oder in zerfetzten Hosen und schmutzfarbenen, allzukurzen Hemden, Kinder — auch schon ziemlich große — nackt oder halbnackt, hier Mann oder Weib mit schweren Lasten auf dem Kopfe, dort andre in Gruppen müßig umherstehend und schwatzend. Und alle die Esel, Mulus und Ponys, dicke Sackkörbe an den Seiten und den Reiter obenauf, absonderliche Ochsenkarren, von Schwarzen mit großen Lederpeitschen geführt, die Häuser und die Hütten für den Blick offen bis in die innersten Winkel, nicht wenige gänzlich verwahrlost und baufällig, in den Höfen Gerümpel, Scherben, verbogne Konservenbüchsen, Knochen und aller mögliche Unrat, die Einfriedigungen schief, streckenweise eingestürzt und mit verrostetem, durchlöchertem Wellblech notdürftig geflickt, nur sehr selten ein ordentlich gehaltenes Anwesen. Aber malerisch war alles, und wir sagten uns, daß das, was in Deutschland auf wirkliche Verkommenheit schließen lassen würde, hier mehr auf eine Bedürfnislosigkeit, die in den klimatischen Verhältnissen ihre Erklärung findet, zurückgeführt werden muß.

Draußen vor der Stadt nahm die tropische Vegetation unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir waren freilich mitten im Winter, und dies war für den ersten Eindruck nicht gerade günstig, weil in dieser Jahreszeit ein merklicher Stillstand in der Entwicklung der gesamten Pflanzenwelt eintritt. Auch hatten kurz zuvor heftige Gewitterstürme arg gehaust und besonders die sonst so glatten und blanken Bananenblätter so zerpfückt, daß sie wie die Blätter von Phönixpalmen ausfahen. Im Frühling, der im Oktober beginnt, soll die Landschaft gar nicht wieder zu erkennen sein.

Nach kurzer Rast und Umschau an unserm Zielpunkte kehrten wir nach Bahia zurück und ergänzten unsern Begriff von Stadt und Bevölkerung durch einen Spaziergang in den vornehmern Vierteln. Den Abend brachten wir an Bord zu, indem wir uns bei einem Glase Bier mit den sehr unterrichteten Herren von der Agentur über ihr häusliches und gesellschaftliches Leben und über die kommerziellen, kommunalen und politischen Verhältnisse unterhielten. In der lauen Nacht blieben wir bis gegen ein Uhr an Deck, vor uns die glänzend erleuchtete Stadt, und gaben uns ganz dem Zauber der fremden Umgebung hin. Inzwischen waren die Löscharbeiten beendet, die Dampfpeife gab ihre markerschütternden Signale, die Leichter mit den Stauern und die Boote mit den Gästen stießen ab, und der Kapitän verabschiedete sich mit den Worten: Der Kutscher gehört auf den Boek. Bald darauf ging der Anker rasselnd in die Höhe, der Prinz Sigismund setzte sich langsam in Bewegung und tastete sich vorsichtig durch die Bai, bis er, draußen angelangt, das übliche Tempo einschlug.

